

Abigail Tucker

Der Tiger in der guten Stube





Abigail Tucker

Der Tiger in der guten Stube

Wie die Katzen erst uns und
dann die Welt eroberten

*Aus dem Englischen von
Martina Wiese, Jorunn Wissmann
und Monika Niehaus*

*Illustrationen von
Monika Steidl*



THEISS

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
The Lion in the Living Room bei Simon & Schuster, New York

Copyright © 2016 Abigail Tucker
Copyright der deutschen Übersetzung © 2017 by WBG, Darmstadt

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG

© 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der
WBG ermöglicht.

Gestaltung und Satz: Melanie Jungels, scancomp GmbH, Wiesbaden
Einbandgestaltung: Harald Braun, Berlin
Einbandabbildungen (vorne): shutterstock/Tsekhmister (Katze),
shutterstock/creativesunday (Sofa); *Einbandabbildung (hinten):* shutter-
stock/Tsekhmister

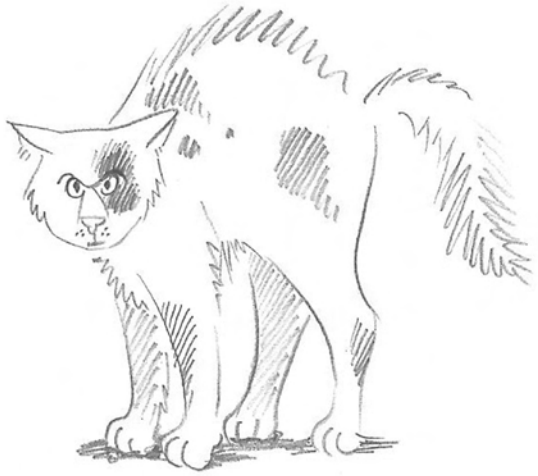
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3647-7

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3648-4
eBook (epub): 978-3-8062-3649-1

Inhalt



7	Einleitung
21	Katakomben
43	Katzenwiege
65	Wenn die Katze im Haus ist, tanzen die Mäuse
85	Die Katze lässt das Jagen nicht
119	Die Katzenlobby
151	CAT-Scan
179	Alles für die Katz'
215	Der schöne Schein
249	Die Vergötterten
279	<i>Danksagung</i>
281	<i>Anmerkungen</i>
302	<i>Register</i>





Einleitung

Im Sommer 2012 zelteten Denise Martin und ihr Mann Bob in der lieblichen Landschaft von Essex, etwa 80 Kilometer östlich von London, nahe des Badeortes Clacton-on-Sea.¹ Als sich die Abenddämmerung über den Campingplatz senkte, erspähte Denise durch den Rauch ihres Lagerfeuers plötzlich etwas Unerwartetes. Die 52-jährige Fabrikarbeiterin griff nach dem Fernglas, um sich die Sache genauer anzusehen.

„Was hältst du davon?“, fragte sie ihren Mann. Auch er nahm das gelbbraune Wesen ins Visier, das sich in ein paar Hundert Metern Entfernung auf einem Feld rekelte.

„Das ist ein Löwe“, sagte Bob.

Eine Zeit lang beobachteten sie das Tier und es schien sie seinerseits zu beobachten. Seine Ohren zuckten und dann fing es an, sich zu putzen. Später trottete es an einer Hecke entlang. Die beiden behielten die Ruhe und legten eine fast schon philosophische Gelassenheit an den Tag. („So etwas bekommt man in der freien Natur nur selten zu sehen“, zitierte die *Daily Mail* Denise später.)

Andere Campinggäste reagierten weniger abgeklärt.

„Himmel, da ist ja ein Löwe!“, schrie ein anderer Mann Berichten zufolge und suchte schleunigst Deckung in seinem Wohnmobil.

Die Katze – angeblich „so groß wie zwei Schafe“ – verschwand bald darauf in der Nacht und Panik breitete sich aus. Scharfschützen der Polizei bezogen Stellung. Zoowärter mit Betäubungsgewehren rückten an. Über ihren Köpfen kreisten Hubschrauber mit Wärmebildgeräten. Der Campingplatz wurde evakuiert und Journalisten trafen ein, um die Großwildjagd zu dokumentieren. Twitter in Großbritannien explodierte geradezu mit Nachrichten über den „Löwen von Essex“.

Doch der blieb spurlos verschwunden.

Der Löwe von Essex ist eine sogenannte Phantom-Katze oder, kryptozoologisch korrekt, eine ABC (*Alien Big Cat*).² Wie ihre vielen schwer fassbaren Brüder und Schwestern – etwa die Bestie von Trowbridge oder der Hallingbury-Panther – ist sie eine Art Katzen-UFO, eine rätselhafte Erscheinung, die vor allem in Teilen des früheren Empire – England, Australien, Neuseeland – verbreitet ist, wo Großkatzen in freier Wildbahn nicht mehr vorkommen oder nie vorgekommen sind.

Einige der Phantome haben sich als bewusst kolportierte Fabelwesen oder rechtmäßig Entlaufene aus exotischen Menagerien entpuppt.³ Häufig erweisen sich diese frei herumlaufenden Panther und Leoparden als etwas viel Vertrauterer: die gemeine Hauskatze, verwechselt mit ihren Ehrfurcht gebietenden Verwandten, denen sie in allem gleicht außer in der Größe.

So war es auch mit dem Löwen von Essex, der so gut wie sicher nichts anderes war als ein stattliches orangefarbenes Haustier namens Teddy Bear. Teddys



Besitzer – die zur Zeit der Löwenjagd in Urlaub waren – hatten ihn sofort im Verdacht, als sie die Abendnachrichten sahen.

„Er ist das einzige dicke orangefarbene Etwas in der Umgebung“, ließen sie die Journalisten wissen.

Und das war das Ende der absurden Safari.

Vielleicht waren die Camper aber gar keine Idioten, sondern Visionäre. Immerhin stellen echte Löwen keine wirkliche Gefahr mehr dar. Vielen Menschen tun die armen Kreaturen im Grunde leid – denken Sie nur an den internationalen Aufschrei der Empörung, als Cecil, der Löwe aus Simbabwe, von einem Zahnarzt aus Minnesota ins Jenseits befördert wurde. Früher die Herrscher der Wildnis, sind Löwen heute nur noch Relikte ohne Königreich: 20 000 Versprengte fristen noch mühsam ihr Leben in ein paar afrikanischen Reservaten und einem einzigen indischen Urwald, abhängig vom gespendeten Geld der Naturschutzorganisationen und unserer Gnade.⁴ Ihre Habitate schrumpfen Jahr für Jahr und Biologen fürchten, dass sie bis zum Ende des Jahrhunderts ausgestorben sind.

Derweil hat sich der kleine spaßige Bruder des Löwen, einst nichts weiter als eine Fußnote der Evolution, zu einer wahren Naturgewalt aufgeschwungen. Die globale Hauskatzenpopulation beträgt 600 Millionen, Tendenz steigend;⁵ jeden Tag werden allein in den USA mehr von ihnen geboren, als es Löwen in der freien Wildbahn gibt.⁶ Die jährliche Menge von Frühjahrskatzen in New York City macht der Anzahl der wilden Tiger Konkurrenz.⁷ Weltweit sind Hauskatzen bereits dreimal so zahlreich wie Hunde, ihre großen Rivalen um unsere Gunst, und diesen Vorsprung bauen sie immer weiter aus.⁸ Die Zahl der Hauskatzen in den USA stieg zwischen 1986 und 2006 um 50 Prozent⁹ und nähert sich heute der 100-Millionen-Marke.¹⁰

Ähnlich sprunghafte Entwicklungen sind weltweit zu verzeichnen:¹¹ Allein in Brasilien wächst die Zahl der Hauskatzen jährlich um eine Million Tiere. In vielen Ländern ist die Menge der als Heimtier gehaltenen Katzen jedoch nichts gegen die stetig

anwachsenden Kolonien verwilderter Katzen – Australiens 18 Millionen herumstreunende Exemplare übertreffen die Zahl der Heimtiere um das Sechsfache.¹²

Ob wild oder zahm, am heimischen Herd oder als Streuner – all diese Katzen gebärden sich zunehmend als Herrscher über Natur und Kultur, den Großstadtdschungel und die echte Wildnis dahinter. Sie haben die Kontrolle über Städte und Kontinente, ja sogar über den Cyberspace an sich gerissen. Sie beherrschen uns auf vielfältige Weisen.

Durch die Rauchschwaden des Lagerfeuers erhaschte Denise Martin womöglich einen Blick auf die simple Wahrheit: Die Hauskatze ist der neue König der Tiere.



Mittlerweile ist wohl jedem klar, dass unsere Kultur – online wie offline – in einem Katzenwahn gefangen ist. Prominente Hauskatzen unterzeichnen Filmverträge, spenden für wohltätige Zwecke und zählen Hollywood-Sternchen zu ihren Twitter-Followern. Ihre Duplikate aus Plüsch bevölkern die Regale großer Kaufhausketten; sie bewerben ihre eigenen Modelinien und Eiskaffeesorten; Bilder von ihnen überschwemmen das Internet. Hauskatzen managen sogar Katzencafés, bizarre Etablissements, die gerade in New York und Los Angeles und anderen Metropolen auf der ganzen Welt ihre Tore öffnen. Dort bezahlen Menschen Geld dafür, ihren Tee zwischen willkürlich drapierten Stubentigern zu schlürfen.

All dieser höhere Blödsinn lenkt jedoch den Blick von etwas weitaus Interessanterem ab. Trotz unserer unbestrittenen Katzenmanie wissen wir nur äußerst wenig darüber, wer diese Tiere eigentlich sind, wie sie in unsere Mitte gelangten oder warum sie – sowohl innerhalb als auch außerhalb unserer eigenen vier Wände – eine solch immense Macht über uns ausüben.

Noch spannender wird die Sache, wenn wir einmal darüber nachdenken, wie wenig wir offenkundig von dieser überfrachteten Beziehung profitieren. Menschen haben sich daran gewöhnt, domestizierte Tiere äußerst hart ranzunehmen. Wir erwarten, dass unsere Leibeigenen bei Fuß gehen, unsere Siebensachen schleppen oder gehorsam zum Schlachthaus trotten. Katzen aber bringen uns nicht die Zeitung, legen keine schmackhaften Eier oder erlauben uns, auf ihnen zu reiten. Es kommt sonst nicht oft vor, dass wir uns ratlos am Kopf kratzen und uns fragen, wieso in aller Welt wir uns diese Art von Haustier halten, geschweige denn Hunderte Millionen davon. Die Antwort liegt auf der Hand: Wir mögen Katzen – ja, wir lieben sie sogar. Aber warum? Was ist ihr Geheimnis?

Das ist umso erstaunlicher, als ebendiese verehrte Kreatur auch als eine der „einhundert schlimmsten invasiven Arten“ der Welt klassifiziert wurde, weil sie eine ganze Reihe von Ökosystemen bedroht und sogar seltene Tierarten zum Aussterben bringt.¹³ Kürzlich beschrieben australische Wissenschaftler streunende Katzen als größere Bedrohung für die Säugetiere des Kontinents als die globale Erwärmung oder den Verlust von Lebensräumen¹⁴ – in einer Landschaft, die von menschenfressenden Haien und giftigen Ottern wimmelt, ist es die Hauskatze, die Australiens Umweltminister als „wilde Bestie“ ausgemacht hat.¹⁵ Manche verwirrte Tierliebhaber wissen schon gar nicht mehr, ob sie Katzen Dosenlachs mit Crème fraîche auf dem Silbertablett servieren oder ihre Herzen auf ewig vor ihnen verschließen sollen.

Die gleiche Unsicherheit durchdringt auch die US-amerikanische Gesetzgebung – in einigen Bundesstaaten ermöglichen „Haustierstiftungen“, dass Hauskatzen rechtmäßige Erben von Millionen Dollar werden;¹⁶ andernorts werden im Freien lebende Katzen als „Schädlinge“ eingestuft. Vor Kurzem sperrte New York City einen großen Bereich seines gewaltigen U-Bahn-Systems, um zwei streunende Kätzchen zu retten;¹⁷ gleichzeitig

werden in den USA Jahr für Jahr routinemäßig Millionen von gesunden jungen und ausgewachsenen Katzen eingeschläfert.¹⁸ Unser Umgang mit Hauskatzen steckt voller Widersprüche.

Die verstörende Natur der Beziehung zwischen Mensch und Katze erklärt auch, warum wir Hauskatzen hartnäckig mit schwarzer Magie in Verbindung bringen. In der Tat ist die Vorstellung von der „Hexenvertrauten“ eine wunderbare Definition der Hauskatze. Hexerei könnte eine durchaus plausible Erklärung für die mysteriöse und zuweilen aufreizende Macht der Katzen über uns sein. Bezeichnenderweise taucht eine moderne Version dieser mittelalterlichen Paranoia häufig in Diskussionen über eine verbreitete von Katzen übertragene Krankheit auf, die das menschliche Hirngewebe befällt und uns angeblich in unserem Denken und Handeln beeinträchtigt.¹⁹

Mit anderen Worten: Wir fürchten, verhext worden zu sein.



Ich sollte gestehen, dass ich selbst seit jeher dem Zauber der Katzen erlegen bin. Ich habe nicht nur Katzen besessen – die meiste Zeit meines Lebens war ich jemand, dem man Aufaufformen mit Schnurrhaaren und dazu passende Topflappen schenkte, ich schmückte mein Heim mit Katzendecken und -kissen und fülle ganze Fotoalben mit Bildern streunender Mittelmeerkatzen. Ich habe reinrassige Katzen von gemeinnützigen Katzenrettungsorganisationen gekauft (einst munkelte man, sie seien der weltweit größte Laden für ausgefallene Katzen)²⁰ und verwilderte Exemplare aus Unterschlupfen und von der Straße adoptiert. Bei alldem habe ich private und berufliche Risiken auf mich genommen – kürzlich musste ich erfahren, dass die hoch allergische Mutter einer Freundin die Straßenseite wechselt, sobald sie mich kommen sieht, und einmal bei einer Recherche im Auftrag einer Zeitschrift – ich besuchte eine unter Wissenschaftlern berühmte Präriewühlmauskolonie – begann

ein Forscher wortlos Katzenhaare von meinem Pullover zu picken, damit der Geruch die zu untersuchenden Nager nicht erschreckte und die Seriosität verschiedener Experimente gefährdete. In meinen eigenen vier Wänden wähle ich Teppiche nach wie vor aus einem eng begrenzten Farbspektrum aus, das Katzenkotze möglichst unsichtbar macht.

Nur wenige Menschen können von sich behaupten, dass sie ihre Existenz Katzen verdanken. Ich bin einer von ihnen: Meine Eltern gelobten einst, erst dann Kinder zu haben, wenn sie ihre erste Katze „erzogen“ hätten. (Zu guter Letzt lernte sie, einem Korken nachzujagen, was als ausreichend erachtet wurde.) Unsere Familie hat immer nur Katzen gehabt. Meine Schwester ist einmal über 600 Kilometer weit gefahren, um eine panische Russisch Blau aus dem Badezimmer eines Hundeliebhabs zu retten. Meine Mutter pflegt auf langen Autofahrten ihre Tigerkatze wie eine Pelzstola um die Schultern zu drapieren, während sie an verblüfften Zollbeamten vorbeiflimmt.

Weil ich so sehr daran gewöhnt war, Katzen um mich zu haben, machte ich mir selten Gedanken darüber, wie merkwürdig es war, diese kleinen Erz-Raubtiere zu beherbergen – das heißt, nur, bis ich Mutter wurde. Mit den gnadenlosen Ansprüchen meines eigenen Nachwuchses konfrontiert, erschien mir meine Hingabe an die Gelüste und sanitären Gewohnheiten einer fremden Spezies zunehmend töricht und sogar ein wenig verquer. Ich beobachtete meine Katzen mit neuem Argwohn: Wie genau hatten diese listigen Kreaturen es geschafft, mich in ihre Fänge zu bekommen? Warum hatte ich sie so viele Jahre lang wie meine eigenen Babys behandelt?



Doch während diese Zweifel in mir aufkeimten, machte ich auch die Erfahrung, Hauskatzen mit den Augen kleiner Kinder zu betrachten. „Katze“ war das allererste Wort meiner beiden Töchter. Sie bettelten um Kleidung, Spielzeug, Bücher, Geburtstagspartys, die sich um Katzen drehten. Für Kleinkinder besaßen diese Haustierchen fast schon Löwengröße und das Leben mit ihnen schien in ihnen Vorstellungen von einer wilderen Welt zu wecken: „Ich möchte so sein wie Lucy mit Aslan“, seufzte eine der beiden kurz nach einem Ausflug nach Narnia, während sie vom Fenster aus eine Nachbarskatze beobachtete. „Hat Gott Tiger lieb?“, fragten sie beim Schlafengehen und drückten die Plüschkatzen im Kinderbett fest an sich.

Also gelobte ich, mehr über diese Kreaturen und das Wesen unserer rätselhaften Beziehung zu ihnen in Erfahrung zu bringen. Tatsächlich habe ich in meinem Berufsleben viel Zeit damit verbracht, für Zeitungen und Magazine über Tiere zu schreiben, und bin buchstäblich bis ans Ende der Welt gereist, um die Wahrheit über verschiedene Lebewesen – von Rotwölfen bis zu Qualen – herauszufinden und sie als unabhängige Organismen in einer vom Menschen dominierten Welt zu begreifen. Manchmal jedoch liegt die beste Story von allen direkt vor unseren Füßen.

Und genau dort findet man jederzeit Cheetoh, die hellorange Muse dieses Buches.

Cheetoh ist mein aktuelles Haustier; ich habe ihn in einer abgelegenen New Yorker Wohnwagensiedlung aufgelesen, wo sein Vater vermutlich Waschbären bekämpfte. Bereits vor dem Frühstück bringt er um die zwanzig Pfund auf die Waage. Seine ungewöhnliche Größe ließ den Klempner beim Eintreten in unser Wohnzimmer vor Ehrfurcht erstarren, und der Typ von der Telefongesellschaft machte gleich Fotos mit dem Handy, um sie seinen Freunden zu zeigen. Katzensitter haben sich schon geweigert, ein zweites Mal zu kommen, weil Cheetoh sie in wilder Jagd nach Essbarem mit wackelndem Bauch verfolgt hat. Dank seiner nicht alltäglichen Proportionen fühlt man sich im

eigenen Heim wie Alice im Wunderland – man fragt sich ständig, ob man geschrumpft ist oder er gewachsen.

Kaum zu glauben, dass dieses am Fußende meines Bettes zusammengerollte Riesencroissant zu einer Spezies gehört, die fähig ist, ein Ökosystem auf den Kopf zu stellen. Doch biologisch gesehen unterscheidet sich eine verhätschelte Stubenkatze nicht von einem armseligen australischen Streuner oder einer Mieze in den dunklen Ecken einer Großstadt. Ob Heimtier oder verwildert, reinrassig oder Bastard, Bewohner einer Scheune oder einer mehrstöckigen Luxuswohnung – Hauskatzen sind immer die gleichen Tiere. Die Domestikation hat ihre Gene und ihr Verhalten für immer verändert, selbst wenn sie noch nie einen Menschen zu Gesicht bekommen haben. Heimtiere und Streuner paaren sich immer mal wieder und sorgen auf diese Weise wechselseitig für die Erhaltung ihres Bestands. Tatsächlich kann eine Hauskatze ihr Leben als Exemplar der einen Kategorie beginnen und als Vertreter der anderen beenden. Der einzige Unterschied liegt in den äußeren Umständen und der Semantik.

Und selbst wenn Cheetoh nicht eben den Eindruck erweckt, dass er getrennt von seinem Futternapf überleben würde, verweist seine aufdringliche „Fütter-mich“-Beharrlichkeit auf eine wichtige Tatsache: Hauskatzen sind ausgesprochen gebieterische Tiere. Und das nicht, weil sie die allerschlauesten Lebewesen wären – und auch nicht die stärksten, insbesondere im direkten Vergleich mit ihren nahen Verwandten wie Jaguar und Tiger. Abgesehen von ihrer geringen Körpergröße sind sie mit dem gleichen Körperbau und dem lästigen Bedarf an proteinreicher Kost ausgestattet, der andere Mitglieder der Katzenfamilie an den Rand des Aussterbens bringt.

Hauskatzen sind jedoch äußerst anpassungsfähig. Sie können überall leben, und da sie so viel Protein brauchen, fressen sie praktisch alles, was sich bewegt, von Pelikanen zu Heuschrecken, sowie vieles, was sich nicht bewegt, wie Hotdogs.²¹ (Einige Vertreter ihrer gefährdeten Verwandten sind hingegen auf die



Jagd einer seltenen Chinchilla-Art spezialisiert.)²² Hauskatzen sind sehr flexibel, was ihre Schlafphasen und ihr Sozialleben betrifft. Sie können sich vermehren wie die Karnickel.



Beim Erforschen ihrer Naturgeschichte konnte ich kaum umhin, diese Wesen auf immer neue und verrücktere Weise zu bewundern. Und nach Interviews mit Dutzenden Biologen, Ökologen und anderen Wissenschaftlern habe ich das Gefühl, dass viele von ihnen – manchmal gegen ihren Willen – ebenfalls Katzen verehren. Das überraschte mich ein wenig, weil sich die Kluft zwischen Katzenliebhabern und der wissenschaftlichen Zunft in den letzten Jahren vertieft hat, und das nicht nur, weil Forscher häufig mit Gruppen verbandelt sind, die Katzen als ökologisches Ärgernis betrachten. Der klinische Bereich der Forschung scheint ebenfalls das Herzstück feline Subtilität und Rätselhaftigkeit mit Verachtung zu strafen: Für verzauberte Katzenfans mag es fehl am Platze (wenn nicht gar langweilig) erscheinen, von den „vorteilhaften Aminosäuresubstitutionen“ zu lesen, die die scheinbar mysteriöse Nachtsicht ihrer Haustierchen erklären helfen.²³



Dennoch stammen einige der eloquentesten und originellsten Katzenbeschreibungen geradewegs aus wissenschaftlichen Publikationen: Katzen sind „opportunistische, kryptische, einsame Jäger“,²⁴ „subventionierte Raubtiere“²⁵ sowie „entzückende und bestens gedeihende Profiteure“.²⁶ Und viele, wenn nicht die meisten meiner wissenschaftlichen Interviewpartner für dieses Buch – ob sie nun die bedrohte Fauna Hawaiis, das Gehirn befallende Katzenparasiten oder die angenagten Knochen unserer urzeitlichen menschlichen Vorfahren erforschen – haben selbst Katzen zu Hause.



Das sollte uns gar nicht einmal so sehr überraschen, denn der bemerkenswerteste Aspekt der Anpassungsfähigkeit von Hauskatzen und ihre größte Kraftquelle ist ihre Fähigkeit, eine Beziehung zu uns zu gestalten. Zuweilen bedeutet dies das Reiten auf der Welle globaler Trends, wobei sie das, was wir der Welt angetan haben, zu ihrem uneingeschränkten Vorteil ausnutzen. So war die Urbanisierung für sie ein Segen. Über die Hälfte der globalen Menschenpopulation lebt mittlerweile in Städten,²⁷ und da die platzsparenden und (angeblich) pflegeleichtesten Katzen für die beengten Verhältnisse des Stadtlebens besser geeignet scheinen als Hunde, kaufen wir mehr von ihnen als Haustiere. Mehr Haustiere bedeutet auch mehr Streuner, die die gleichen Gene haben, welche Menschen in ihrer näheren Umgebung für sie erträglich machen, womit sie gegenüber anderen Tieren, die in unseren lauten, stressigen Metropolen herumschleichen, im Vorteil sind.

Doch wenn es um die Beziehung zum Menschen geht, laufen Katzen uns nicht immer nur hinterher – sie können auch mutig die Initiative ergreifen, und das war schon immer so. Sie sind eine seltene Haustierspezies, von der es heißt, dass sie sich ihre Domestizierung selbst „erwählt“ haben, und heute, dank einer Kombination von hübschem Aussehen und wohlüberlegtem Verhalten, halten sie Hof in unserem Heim, auf unseren Kingsize-Matratzen, sogar in unserer Fantasie. Ihre jüngste Eroberung des Internets ist nur der letzte Sieg in einem fortwährenden weltweiten Wettstreit, ohne dass ein Ende in Sicht wäre. Tatsächlich ereignen sich täglich unzählige heimische Übernahmen: Während die meisten Leute auf der Suche nach einem neuen Familienhund das Haus verlassen müssen, kommt es statistisch gesehen sehr oft vor, dass Hauskatzen eines Abends einfach so vor der Hintertür stehen und sich Einlass verschaffen.²⁸



Auch wenn der spielerische Überlebenskampf der Katzen in einer vom Menschen dominierten Welt erstaunlich und einzigartig ist, hat ihre Geschichte auch globale Auswirkungen. Sie zeigt beispielhaft, wie ein einziger kleiner und scheinbar unschuldiger menschlicher Akt – es mit der Miniaturausgabe einer Wildkatze aufzunehmen und ihr die Herrschaft über unseren Herd und letztlich auch unser Herz zu überlassen – eine Lawine weltweiter Konsequenzen auslösen kann, die sich von den Wäldern Madagaskars über psychiatrische Kliniken bis zu Onlineforen erstreckt.

In gewisser Weise ist der Aufstieg der Hauskatze tragisch, weil die gleichen Kräfte, die ihnen zugutekommen, viele andere Lebewesen zerstört haben. Katzen sind Glücksritter, Emporkömmlinge, und sie gehören zu den schlimmsten Invasoren, die die Welt je gesehen hat – abgesehen von *Homo sapiens* natürlich. Es ist kein Zufall, dass bei ihrem Erscheinen in einem Ökosystem Löwen und andere Vertreter der Megafauna meist schon wieder auf dem Rückzug sind.

In der Geschichte der Hauskatze geht es aber auch um das Wunder des Lebens und die fortwährende Fähigkeit der Natur, uns zu überraschen. Das bietet uns die Chance, unsere Selbstbezogenheit beiseitezuschieben, und eröffnet einen klareren Blick auf ein Lebewesen, das wir gerne wie ein kleines Kind behandeln und beschützen möchten, dessen Horizont aber weit über unsere Wohnzimmer und Katzenklos hinausreicht.

Eine Hauskatze ist keineswegs ein pelziges Baby, sondern etwas viel Bemerkenswerteres:

ein winziger Eroberer mit dem gesamten Planeten zu seinen Füßen. Hauskatzen könnten ohne Menschen nicht existieren, aber wir haben sie nicht erschaffen, und ebenso wenig besitzen wir nun die Kontrolle über sie. In



unserer Beziehung geht es weniger um Besitztum als um Beihilfe.

Es mag ketzerisch anmuten, unsere anbetungswürdigen Gefährten in diesem kalten Licht zu betrachten. Wir stellen uns Katzen meist als von uns abhängige Haustiere vor und nicht als entwicklungsgeschichtlich freie Akteure. Sobald ich mit den Recherchen für dieses Buch begonnen hatte, sah ich mich mit vorwurfsvollen Kommentaren vonseiten meiner Mutter und meiner Schwester konfrontiert.

Wahre Liebe erfordert jedoch Verständnis. Und ungeachtet unserer wachsenden Faszination für die Stubentiger geben wir unseren Katzen vielleicht weniger, als ihnen zusteht.

Die angemessene Reaktion auf eine Kreatur wie Cheetoh ist wohl nicht „Ach wie süß!“, sondern „Großartig!“.







Katzenwiege

Ich holte mir Cheetoh – oder vielleicht holte er mich – um die Osterzeit. Wir schrieben das Jahr 2003 und ich war eine frischgebackene Zeitungsreporterin im Hinterland von New York. Mein jüngster Auftrag hatte mich zu einem ramponierten Sofa geführt, auf dem ich neben einer tränenüberströmten jungen Frau und ihrer Mutter hockte. Ich sollte über einen kürzlich begangenen Mord in ihrer Wohnwagensiedlung berichten und wusste nicht recht, wo ich beginnen sollte.

Plötzlich spürte ich einen leichten Schlag gegen meinen Knöchel. Ich sah nach unten und erblickte den stattlichsten, breitbrüstigsten Kater, der mir je unter die Augen getreten war und sich nun anschickte, mir seinen riesigen roten Kopf ein zweites Mal gegen das Bein zu rammen. Reflexartig reichte ich nach unten und kraulte das flaumige Fell unter seinem Kinn.

„Er mag Sie“, sagte die Mutter mit einem Anflug von Anerkennung in der Stimme. „Er mag sonst niemanden.“

Bald entwickelte sich unser düsteres Interview zu einer angeregten Unterhaltung über die Dutzenden von Katzen in der Umgebung. Diese waren eine Art Gemeingut; sie gehörten zu niemand Bestimmtem und wanderten von einem Haushalt zum

nächsten, wo man sie mit mal mehr, mal weniger Enthusiasmus willkommen hieß.

Die Frauen führten mich in den hinteren Bereich des Wohnwagens, wo sich eine schlanke dreifarbige Streunerin zum Werfen ihrer Jungen niedergelassen hatte. Nun maunzten zwei orange Neugeborene an ihrer Seite und der spärliche Rest meines professionellen Auftretens schmolz dahin.

Eines der Kätzchen hatte einen weichen Pfirsichtton. Das Fell des zweiten war von einem lebhaften Orangerot – oder sogar noch ein wenig heller. Es hatte die Farbe von künstlichem Käsepulver – dem Zeug, das in der Cheetos-Packung zurückbleibt, wenn man alle Chips aufgefuttern hat. Die Färbung der Kleinen legte die Vermutung nahe, dass der aufdringliche Kater, der um uns herumstrich, an ihrer Geburt nicht ganz unbeteiligt war. Ich nahm das orangerote Kätzchen auf – es rekelte sich in meiner Handfläche, die Babyohren an den Spitzen noch nach unten gebogen. Seine kleinen trüben Augen hatten sich gerade erst geöffnet: Ich war eines der ersten Dinge, die Cheetoh zu Gesicht bekam.

Als ich später wieder im Auto saß, meinen Auftrag unvollendet, aber mit der Aussicht, in sechs Wochen mein neues Kätzchen abholen zu dürfen, sah ich Cheetohs imposanten Vater aus dem offenen Fenster des Wohnwagens springen, auf dem Weg zu seiner nächsten geschnorrten Mahlzeit oder leidenschaftlichen Eroberung. Ich hatte noch nie Katzen zu Gesicht bekommen, die sich so frei bewegen durften – sie waren weniger separierte Haustiere als unabhängige Geschäftspartner, die ihren Lebensunterhalt über gespendetes Katzenfutter und offene Mülleimer sicherten und verwegen kamen und gingen, wie es ihnen passte. Damals erschien mir dies als geradezu aufgeklärtes, fast schon futuristisches Arrangement – wie eine abgefahrene Katzenkommune in Kalifornien.

Aber vielleicht hat sich die Beziehung zwischen Mensch und Katze tatsächlich unter ähnlichen Bedingungen entwickelt,

wenn auch zwischen eng gedrängten Lehmhütten statt Wohnwagen. Die lange, rätselhafte und höchst unwahrscheinliche Geschichte der Katzendomestikation wird wohl kaum einen anderen Ursprung gehabt haben.



Das 11 600 Jahre alte Dorf Hallan Çemi lag am Ufer eines Zuflusses des Tigris, im Gebiet der heutigen Türkei.¹ In den Lehmhütten wohnte nur eine Handvoll Steinzeitfamilien. Und doch begann vermutlich in solch winzigen Siedlungen die monumentale Entwicklung der Menschheit zu Landwirten. Unsere Wandlung vom Jäger und Sammler zum Farmer bedeutete letztlich weltweit den Untergang für viele Hypercarnivoren, aber auch eine Reise ins Glück für einige domestizierte Tiere der Zukunft, darunter die Wildkatzen, die zu modernen Hauskatzen werden sollten.

Hallan Çemi wurde 1989 von Archäologen ausgegraben und gilt als eine der ersten permanenten Siedlungen im Osten des Fruchtbaren Halbmonds: ein primitives Basislager für Nomaden, die dank kürzlich erfolgter ökologischer Veränderungen keine weiten Strecken mehr zurücklegen mussten, um Nahrung zu finden. Mit dem Rückgang der Eiszeit hatte sich das lokale Klima stabilisiert und es gab eine Überfülle an natürlichen Ressourcen; das ermöglichte ihnen eine abwechslungsreiche Ernährung. Die Anrainer fischten im Fluss, plünderten den nahe gelegenen Pistazienwald und jagten Großwild in den Hügeln und auf den Ebenen. Sie aßen praktisch alles, was ihnen über den Weg lief: Schwäne, Muscheln, Eidechsen, Eulen, Rotwild, Wildschweine, Schildkröten. Insgesamt hinterließen die Dorfbewohner aus dem Neolithikum rund zwei Tonnen an Tierknochen.

Die Archäologin Melinda Zeder hat Jahre damit zugebracht, sich durch diese Grillreste zu wühlen, die von der Ausgrabungs-



Wenn die Katze im Haus ist, tanzen die Mäuse

Zu den größten Geheimnissen der Hauskatze gehört, womit sie ihre Zeit verbringt. Selbst der verwöhnteste Hund geht irgendwann mal ansatzweise seinen urzeitlichen Pflichten nach – er kläfft Fremde an, apportiert und transportiert, rennt neben seinem Halter her und hält vergebens Ausschau nach Gelegenheiten, sich als Jagd- oder Hirtenhund zu betätigen oder uns anderweitig zu Diensten zu sein. Cheetohs Leben hingegen scheint aus einem einzigen ausgedehnten Sonnenbad zu bestehen, unterbrochen nur von eiligen Sprints zur Trockenfutterschüssel, unmittelbar bevor der automatische Timer eine Knabbermahlzeit ausspuckt. Fressen und Ruhen – plus einigen Streicheleinheiten (widerwillig entgegengenommen) und der gelegentlichen Promenade rund um den Hinterhof – machen sein gesamtes Tagewerk aus. Zu behaupten, dass dieses Tier in letzter Zeit nicht besonders viel für mich getan hat, wäre eine lächerliche Untertreibung.

Vielleicht ist Cheetoh aber auch nur ein außerordentlich träges Exemplar seiner Zunft. Oder Katzen waren nie etwas ande-

res als eine Art pelziges Beiwerk oder lebendes Luxusgut. Aber Katzen sind so kryptisch – irgendetwas muss ich übersehen haben. Immerhin leben diese Kreaturen bereits seit Jahrtausenden in unserer Mitte. Nachdem sie sich erst einmal in den menschlichen Dunstkreis geschlichen hatten, müssen sie einen höheren Daseinszweck oder zumindest so etwas wie eine erkennbare Funktion gefunden haben, die erklärt, warum wir sie unter uns duldeten.

An einem Septembermorgen finde ich mich bei der Ausstellung *Meet the Breeds* (etwa „Stelldichein mit den Rassen“) im Jacob Javits Center in New York ein. Dieses jährliche Haustierfest bietet seinen Gästen die Vorstellung verschiedener reinrassiger Heimtiere: Ist der Dandie Dinmont Terrier der richtige Hund für Sie? Wie unterscheidet sich eine Türkisch Angora von einer Türkisch Van? Es dient aber auch als Einführung in die wichtigsten Unterschiede zwischen Katzen und Hunden, und das Tagesprogramm präsentiert die artspezifischen Talente und Einsatzmöglichkeiten jedes tierischen Begleiters kompakt und umfassend zugleich.

Im Hundebereich herrscht pausenlos geschäftiges Treiben. Polizeihunde führen tadellose Manöver in geschlossenen Reihen vor, US-amerikanische Zoll- und Grenzschutzhunde erschnüffeln Rauschgift in Gepäckstücken, Behindertenbegleithunde navigieren Rollstühle. Eine Amerikanische Eskimohündin mit Namen Atka the Amazing Eskie tollt durch ihre Tricks und Shetland Sheepdogs tanzen eine Polonaise.

Drüben in der Katzenabteilung hingegen ist herzlich wenig los. Die ausgestellten Katzen schnurren, putzen sich und starren ins Leere. Mit Pokergesicht lassen sie sich vom Conférencier in die Höhe stemmen, damit er ihre Niedlichkeit zur Schau und quizmastermäßig belanglose Fragen stellen kann wie: „Welche Farbe hat meine Katze?“ (Für diese intensive öffentliche Debatte ist mindestens eine halbe Stunde des Showprogramms reserviert.) Während die dicht gedrängten Scharen ihrer menschlichen Be-

wunderer „I’m a Mean Ol’ Lion“ aus dem Musical *The Wiz* singen, bleiben die Katzen stumm.

Alles in allem fällt es schwer, Beiträge von Katzen zum Wohle der Gesellschaft zu präsentieren. Es gibt keine Katzen, die Sprengsätze entdecken, Ertrinkende retten oder Blinde führen. Warum tapsen dann heutzutage so viel mehr Katzen als Hunde über die Erde? Warum leben in amerikanischen Haushalten rund 12 Millionen mehr Katzen als Hunde?¹

Warum wir die Gesellschaft von Hunden kultiviert haben, liegt auf der Hand. Die Geschichte des Hundes ist einzigartig, denn offenkundig haben wir uns schon Tausende – vielleicht sogar zehn- oder fünfzehntausend – Jahre vor der Domestizierung anderer Arten mit ihnen zusammengetan. Damals waren wir noch Jäger und Sammler, und der „beste Freund des Menschen“ veränderte unser Leben schon bald ebenso wie wir das seine. Von Anfang an bellte er, um uns zu warnen,² schleppte Vorräte, ging mit auf die Jagd. Als wir zu Farmern wurden, blieben die Hunde treu an unserer Seite und entwickelten sich im Gleichschritt mit unserer Lebensweise. Und während Katzen jahrtausendlang nur dürftige, fast unsichtbare Änderungen an ihrem störrischen Katzenkörper vollzogen, gingen Hunde – unter unserer Führung – immer aufs Ganze und brachten eine endlose Palette passender Erscheinungsbilder und Temperamente hervor, die bei unzähligen menschlichen Unternehmungen von Vorteil waren.³ Dem Windhund ähnliche Jagdhundrassen gab es schon bei den Ägyptern.⁴ Die Römer nutzten vermutlich Blindenhunde,⁵ Hirtenhunde,⁶ doggenähnliche Kriegshunde⁷ und winzige Schoßhündchen, die feine Damen im Ärmel mit sich herumtrugen (in späteren Epochen wurden sie dann anscheinend als Wärmflaschen zweckentfremdet).⁸ Eine Liste mit alten Hunderassen aus der Tudorzeit verrät ihre zahllosen Verwendungen: *Stealer* („Dieb“), *Setter* (Vorstehhund), *Fynder* („Finder“), *Comforter* („Tröster“), *Turnspit* („Bratenspießwender“), *Dancer* („Tänzer“).⁹



In jüngerer Zeit haben wir Hunde mit schusssicheren Westen ausgestattet und sie per Fallschirm in Kriegsgebieten abgesetzt.¹⁰ Hunde trösten die Hinterbliebenen von Amokläufern,¹¹ helfen beim Aufspüren von Osama bin Laden,¹² machen die Exkremente seltener Tiere für wissenschaftliche Studien ausfindig,¹³ entdecken die Gräber verschollener Bürgerkriegssoldaten¹⁴ und unterstützen Kinder mit Lernschwächen. „Hunde können Tumoren im Anfangsstadium aufspüren sowie Typ und Grad zahlreicher Krebserkrankungen unterscheiden – manchmal nur am Atemgeruch ihrer Besitzer“, schreibt der Autor David Grimm in seinem Buch über die Tierrechtsbewegung, *Citizen Canine*. „Hunde erschnüffeln auch gefährliche Bakterien wie *E. coli* in der öffentlichen Wasserversorgung und multiresistente Erreger auf Krankenhausstationen.“¹⁵

Und Katzen? „Das Schnurren von Katzen“, mutmaßt Grimm, „kann zur Verdichtung der Knochenmasse anregen und Muskelschwund vorbeugen – ein ernsthaftes Problem für Astronauten, obwohl sich bisher noch niemand für Katzen im Weltraum eingesetzt hat.“ Für diese Anwendungsmöglichkeit beruft er sich auf „anekdotische Evidenz“.¹⁶

Die Vorstellung einer Schnurrtherapie für Astronauten bezauberte mich, und so legte ich eine Datei mit dem Titel „Verwendungsmöglichkeiten für Katzen“ an, in der ich unsere erfolgreichsten Versuche auflistete, im Lauf der Jahrhunderte einen praktischen Nutzen aus diesen Tiere zu ziehen. Um Regen heraufzubeschwören, ließen Indonesier Katzen um ihre Felder stolzieren.¹⁷ Japanische Musiker aus dem 17. Jahrhundert setzten auf Katzenhaut zur perfekten Bespannung der Shamisen, einer Laute mit quadratischem



Korpus (mit der offenbar nicht einmal moderner Kunststoff mithalten kann).¹⁸ Die Chinesen schätzten anhand der Pupillenerweiterung von Katzen die Tageszeit – ein beeindruckter französischer Missionar namens Père Évariste Huc schilderte seinen europäischen Lesern diese „chinesische Entdeckung“ mit „einigem Zögern ... da dies unzweifelhaft den Interessen des Uhrmacherhandwerks zuwiderliefe“.¹⁹

Zudem waren Katzen unverzichtbarer Bestandteil verschiedener europäischer Foltermethoden. Im Mittelalter wurden Mörder zuweilen gemeinsam mit zwölf Katzen in einem Sack verbrannt, um die Qual zu maximieren. Bei einer Bestrafung namens „Katzenzerren“ wurde eine Katze am Schwanz der Länge nach über den Körper des Missetäters gezogen.²⁰

Im Hightech-Zeitalter haben die Katzenhaare, die an so vielen Menschen haften, zumindest schon einmal in einem Mordprozess zur Überführung des Täters durch DNA-Spuren gedient.²¹ Auf der anderen Seite des Gesetzes haben Häftlinge Katzen als Drogenkurier eingesetzt.²² Neben ihrer recht grausigen Rolle als Versuchstiere in der medizinischen Forschung sind Katzen ein wichtiger Indikator für die seltene Tropenkrankheit Ciguatera gewesen: Weil manche riffbewohnenden Fische nach dem Verzehr bestimmter Algen in ihrem Körper toxische Stoffe anreichern, lässt man vorsichtshalber zunächst eine hochempfindliche Katze den Tagesfang prüfen.²³ Katzenfleisch selbst wird in manchen Winkeln der Erde immer noch verzehrt, obwohl es gar nicht so gut schmecken soll,²⁴ und Katzenfelle werden selten getragen,²⁵ auch wenn in Japan mit wachsender Begeisterung ausgefallene Katzenhaare gesammelt werden, die man zum Filzen verwendet.²⁶

Fantasievolle Heerführer haben zuweilen davon geträumt, Katzen als Kriegshelfer einzusetzen (das „Feuerwerkbuch“, ein deutsches Artillerie-Handbuch aus dem 16. Jahrhundert, enthält ausgesprochen lebhaft dargestellte Katzen mit brennenden Rucksäcken, die in belagerte Städte eingeschleust



werden sollten), doch nur wenige haben diese Vision in die Tat umgesetzt.²⁷ In den 1960er-Jahren versuchte es die CIA mit der Operation Acoustic Kitty, bei der Katzenspione mit implantierten Mikrofonen, Sendern und Antennen als Lauscher entsandt wurden. Doch das Programm scheiterte bereits in seinen Anfängen – offenkundig hatte die erste Spähkatze das unauffällige Anschleichen so perfektioniert, dass ein Taxifahrer sie zu spät bemerkte und nicht rechtzeitig ausweichen konnte.²⁸



In unserem langen Katalog feliner Aufgabenbereiche liegt einer auf der Hand und wird oft glorifiziert: Katzen sollen Mäuse und Ratten für uns töten. Einige behaupten sogar, dies sei noch besser, als einen Terroristen zur Strecke zu bringen. „In der Stille, im Verborgenen und häufig zur Nacht hat die uralte Fehde zwischen Katze und Nager, dem größten natürlichen Feind der Menschheit, die Jahrhunderte überdauert“, schreibt der Historiker Donald W. Engels in *Classical Cats: The Rise and Fall of the Sacred Cat*. „Domestizierte Katzen waren das Bollwerk zur Verteidigung der abendländischen Gesellschaften. ... Die Anwesenheit einer Katze auf dem heimischen Hof bedeutete über Jahrtausende hinweg für viele Bauernfamilien oft den Unterschied zwischen Hungertod und Überleben.“²⁹



Diese Schädlingsbekämpfung scheint die einzige überzeugende Dienstleistung zu sein, die Katzen im Austausch gegen ihren weltweit privilegierten Status für uns erbringen. Nagetiere und insbesondere die von ihnen übertragenen Krankheiten bleiben ein globales Problem. Es ist in gewisser Weise befriedigend, dass Katzen, die dieselbe Agrarrevolution nach oben katapultiert hat, die für die meisten ihrer wilden Verwand-

ten den Untergang bedeutete, zu den treuen Wächtern von Scheune und Silo – und erst recht des menschlichen Immunsystems – wurden.

Doch stimmt das überhaupt? Halten Katzen tatsächlich Schädlinge in Schach? Auf der Suche nach der Wahrheit beschließe ich, einem Rattenforscher auf den Zahn zu fühlen.



Einblick in das Gebiet der „Katzen-Ratten-Interaktionen“ erlangte ich erstmals, als ich in einer übel riechenden Seitengasse von Baltimore herumstiefelte, um über ein Projekt zur Ökologie von Nagetieren zu berichten, das die Johns Hopkins University School of Public Health durchführte.³⁰ Die Versuchsobjekte dieser seit 50 Jahren laufenden Studie sind Wanderratten – die zahlenmäßig größte invasive Rattenart Amerikas und weiter Teile der Welt. Es sind eklige Kreaturen, Überträger der Pest, des Hantavirus, der Leptospirose und zahlreicher anderer gravierender und unaussprechlicher Krankheiten. Zu Beginn der 1980er-Jahre ging ein ambitionierter junger Doktorand der Johns Hopkins University eine Frage an, für die sich bislang kaum jemand interessiert hatte: Welche Auswirkungen hat Baltimores große Straßenkatzenpopulation auf die dortigen Ratten?

An einem Wintertag treffe ich jenen Doktoranden in seiner Wohnung in New Haven, Connecticut, wo er mittlerweile an der Yale University als Forschungsgruppenleiter arbeitet. Jamie Childs sitzt auf einer Liege mit Leopardendruck, während der Schnee auf die Dachfenster über unseren Köpfen fällt. Seit seiner Zeit in Baltimore haben ihn seine epidemiologischen Studien durch die ganze Welt geführt – seine Wohnung ist voll von Schädeln, teils auch menschlichen.

Als wir auf seine alten Katzen-Ratten-Arbeiten zu sprechen kommen, verschwindet Childs für einen Moment und kehrt mit etwas zurück, das wie ein Telefonbuch mit schwarzem Einband